



„Neue“ Gemeinschaften im Osten

Seit 1994 leben Ursulinen im thüringischen Eichsfeld. Sr. Cornelia Müller-Freund und Sr. Brigitte Werr – die Schreiberin dieses Berichtes – wurden vom Ursulinenkonvent in Werl dafür freigestellt. Zusammen mit Sr. Cäcilia Fernholz, die zum Ursulinenkonvent in Wipperfürth gehört und 1998 dazukam, bilden wir eine kleine geistliche Gemeinschaft innerhalb der Föderation deutschsprachiger Ursulinen.

→ 15 Jahre nach der Wiedervereinigung Deutschlands

Gemeinschaften im Osten

Vor 15 Jahren, 1989/90, fiel in Deutschland der „eiserne Vorhang“. Für jene Ordensgemeinschaften, die die Jahre des Kommunismus in Mitteldeutschland überlebt hatten, wurde nun Vieles leichter. Für andere Gemeinschaften war „die Wende“ Anlass, einen neuen Aufbruch zu wagen. Trotz sinkender Mitgliederzahlen wurden Kräfte mobilisiert, Ordensfrauen und -männer gingen zur Gründung neuer Niederlassungen in die jungen Bundesländer. Mancherorts ist inzwischen Ernüchterung eingetreten, einige Niederlassungen wurden wieder aufgegeben. Andere Klöster und Ordensniederlassungen aber sind inzwischen zum festen Bestandteil kirchlichen Lebens in den neuen Bundesländern geworden. Mit den Dingelstädter Ursulinen und den Spiritanern in Rostock schildern zwei ganz unterschiedliche Gemeinschaften, dass sie im Osten Deutschlands „angekommen“ sind.

Die Motivation

Nach der Wende konnten wir erstmals unsere Mitschwester in Erfurt besuchen. Wir kannten die eine oder andere von „internationalen Begegnungen“ in der Föderation deutschsprachiger Ursulinen, der auch Klöster in Österreich, Italien und Chile angehören. Beladen mit Büromaterial und anderen „Westartikeln“ kamen wir hin. Beschenkt mit herzlicher Gastfreundschaft und mit einer neuen Erfahrung von Kirche fuhren wir wieder nach Hause. Wir hatten zufällig den Fasten-Hirtenbrief von Bischof Dr. Joachim Wanke gehört, dessen Botschaft war: Packen wir es an – mit Gottes Hilfe! Gemeinsamkeit, Nähe und Ermutigung ist unsere Erfahrung von Kirche im Bistum Erfurt bis heute.

Die Wende war für eine ganze Reihe von Ordensgemeinschaften ein starker Impuls zum Aufbruch. Für uns traf sie wie in einem Schnittpunkt mit der Suchbewegung im Orden zusammen: Erstens hatte das Konzil die Orden in eine Bewegung gebracht, die zwar weitgehend erlahmt, aber doch nicht erstorben war. Die Suche nach den Wurzeln der Gemeinschaft mündete in eine Wiederentdeckung der Spiritualität unserer Gründerin Angela Merici, die im 16. Jahrhundert die „Compagnia di Sant' Orsola“ nicht als klausurierter Orden, sondern als Laiengemeinschaft gründete, eine Bewegung „Frauen für Frauen“ sozusagen. Zweitens signalisierte die zunehmende Überalterung der herkömmlichen autonomen Konvente, dass dies zukünftig zumindest nicht die einzige Struktur sein dürfte. In Arbeitskreisen suchten wir nach Modellen neuer Lebensformen, ohne etwas zu bewegen.

„Drittens sind zwei Gründe genug,“ sagt man scherzhaft. Wenn die geschilderte Situation



auf jemanden trifft, dessen biographische Wurzeln in Mitteldeutschland liegen und der oder die weiß, dass „Dreiviertelacht“ gleichbedeutend ist mit „Siebenuhrfünfundvierzig“, dann stellen sich die Weichen fast von selbst. Wenn Denken und Reden nicht weiterführen, dann ist Tun angesagt, eben Aufbruch.

Die Anfänge

Es war am 19. Dezember 1993 im Erfurter Ursulinenkloster. Ein Anruf bei Bischof Wanke: Nein, er kann leider nicht, aber Generalvikar Dr. Georg Jelich kommt – am Sonntagnachmittag. Aus seinem Mund hören wir neben „Dingelstädt“, „Heiligenstadt“ und „Eichsfeld“ erstmals den Namen „Kerbscher Berg“. Der Kerbsche Berg ist zu der Zeit noch Franziskanerkloster, aber der Termin des Auszugs steht schon fest, denn zwei Niederlassungen im Eichsfeld sind personell nicht zu besetzen; deshalb entscheidet sich der Orden für den bedeutenderen Hülfensberg.

Als wir im Januar 1994 mit Dr. Jelich zum Lokaltermin kommen, sind die vier Franziskaner skeptisch. Mehrere Ordensgemeinschaften waren da und haben anschließend „abgewinkt“. Und jetzt kommen zwei ältere Ursulinen. Aber die Bistumsleitung hat erste Pläne für das Haus. Und der Dingelstädter Pfarrer Heiner Waldmann sieht Aufgaben im Blick auf Frauen und Familien – also wieder „Frauen für Frauen“.

Ein berufliches Standbein bietet für jede von uns eine halbe Stelle am 1991 wieder errichteten katholischen Gymnasium St. Elisabeth der Bergschulen Heiligenstadt. Träger sind Bistum Erfurt, Pfarrverbund Heiligenstadt und der Orden der Schwestern von der heiligen Maria Magdalena Postel, bekannt als Heiligenstädter Schulschwestern. Mit Latein und Naturwissenschaften bieten wir attraktive Fächer an; trotzdem ist es eine ernste Frage, ob man sich gleich zwei ehemalige Schulleiterinnen ins Boot holen will. Man riskiert es.

Die Franziskaner verlassen den Kerbschen Berg Ende Juni 1994. Am 20. August 1994 ziehen wir beiden Ursulinen in die frisch renovierten Klausurräume ein, begrüßt von Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand. Im Februar 1995 kommen zwei Ursulinen des Duderstädter Konvents für einige Jahre dazu, und kurz darauf lässt sich auch Prälat Paul Julius Kockelmann, bislang Propst in Heiligenstadt, hier mit seiner Haushälterin nieder. Damit hat die Klosterkirche wieder regelmäßige Gottesdienste und Beichtgelegenheit.

Im Seelsorgeamt des Bistums Erfurt plant man, auf dem Kerbschen Berg im Eichsfeld eine Familienbegegnungsstätte mit kurzen Wegen und ohne Übernachtung zu errichten. Unsere eher zaghaften Anfänge mit Adventsbasteln – immerhin: 70 Stühle hatten wir, hundert Mütter und Kinder kamen, und alle hatten Platz! – ließen im Dezember 1994 nicht ahnen, dass sich daraus in zehn Jahren das „Familienzentrum Kloster Kerbscher Berg“ entwickeln würde mit 165 Kursen pro Halbjahr von Geburtsvorbereitung über Mutter-Kind-Gruppen und einen umfangreichen Kreativbereich bis zu pädagogischen und theologischen Seminaren und Exerzitien im Alltag. Hauptamtliche und Honorarkräfte gestalten das Programm. Nach neun Jahren fortgesetzten Umbaues ist die Kapazität des Hauses weitgehend ausgeschöpft.

Wir Ursulinen gehören zum „Inventar“. Leiten wollten wir nicht, lieber unsere Fähigkeiten und Erfahrungen im Bereich der Erwachsenenbildung in die Kursangebote einbringen: pädagogische Themen wie der Dauerbrenner „Kindern Grenzen setzen“, Besinnungsangebote, die Begleitung eines Kreises „Allein Erziehender“ und halbjährlich einen immer ausgebuchten Kochabend mit internationalen Rezepten. Mit Bibelkreisen und thematischen Angeboten für (Frauen-)Gruppen lassen wir uns auch in die Orte der Umgebung einladen.



Erfahrungen

Der Kerbsche Berg war und ist eine gute Adresse, wie wir schnell merken konnten. Der Name öffnete uns innere Türen. Wir waren willkommen und bald auch überall bekannt als die Schwestern vom Kerbschen Berg. Das tat wohl, umso mehr als es in der Schule unerwartete pädagogische Schwierigkeiten mit sich brachte, „Westlehrer“ zu sein. Drei Bereiche waren es vor allem: Erstens erwarteten Schüler und Eltern vom Lehrer stets eine für uns ungewohnt feste Hand. Zweitens sollten die Unterrichtsinhalte in möglichst leicht verdaulichen, handlichen Portionen vermittelt werden, die wenig Spielraum für eigenständige Lösungen lassen. Und drittens waren Schüler und Eltern gewohnt, dass Leistungen nur mit den Noten 1 bis 3 bewertet wurden; 4, 5 und 6 lösten heftige Reaktionen aus. In allen drei Bereichen war zunächst einseitig Anpassung erforderlich, um zurecht zu kommen. Im beständigen Dialog zwischen Lehrern, Schüler und Eltern hat sich im Laufe der Jahre am St.-Elisabeth-Gymnasium in Heiligenstadt ein guter pädagogischer Konsens gebildet. Dass der nicht allgemein und nicht durchschlagend ist, zeigt der Ruf nach der Einheitsschule für die Sekundarstufe I, der vor allem von Regelschullehrern laut wird.

Bei den Kollegen trafen wir hin und wieder auf ängstliche Vorbehalte gegenüber den „Bessermännern“, zumeist aber auf freundliche, hilfsbereite Offenheit. In fast allen Freistunden ergaben sich aufschlussreiche Gespräche, wenn ein Stichwort einen oft sehr persönlichen Bericht über Erfahrungen und Zustände vor der Wende auslöste. Wir haben viel zugehört und verstehen gelernt. Vierzig Jahre DDR haben bestimmte Verhaltensmuster und Reaktionen geprägt, haben Empfindlichkeiten und Narben hinterlassen und manchmal bis heute das Gefühl, weniger wert zu sein – warum sonst bekommt z.B. ein Ost-Lehrer weniger Geld und wegen des geringen Einkommens in der DDR dann noch ein-

mal erheblich weniger Rente? Mag das Leben hier im allgemeinen etwas billiger und der Standortvorteil der geringeren Lohnkosten noch so wichtig sein, der geringere Verdienst verletzt die Menschen in ihrem Selbstwertgefühl.

Hinzu kommen enttäuschte Erwartungen an die wirtschaftlichen und politischen Möglichkeiten nach dem Zusammenschluss von DDR und BRD; er ging notgedrungen sehr schnell und ließ den Menschen auf beiden Seiten zu wenig Zeit, innerlich nachzukommen. Wann immer wir Gäste aus dem „Wes-ten“ haben, zeigen wir ihnen außer den Schönheiten von Landschaft und Kultur immer auch die ehemalige Grenze und erzählen, was wir dazu gehört haben – übrigens auch Gästen z.B. aus Sachsen, die die Realität der deutsch-deutschen Grenze meist nicht kannten. Wir hoffen, dass so das gegenseitige Verstehen langsam, sehr langsam wächst.

Das Zuhören war eine wichtige Voraussetzung für den wachsenden Kontakt. Eine zweite war und ist das Mitleben. Die kleine Gemeinschaft gibt uns dazu die Möglichkeit: Einkaufen, Essen kochen usw. wie die Kolleginnen; wir können mitreden, das gibt Nähe, Verbundenheit, Vertrauen. Wir sehen aber auch unsere besonderen Chancen: Erstens ist es ungleich leichter, in einer Gemeinschaft zu leben als allein in die kleinstädtisch oder dörflich geprägte Familienstruktur zu kommen, in der man mindestens einen Sack Salz miteinander essen muss, um akzeptiert zu sein. Wir wissen es zu schätzen, das wir z.B. unsere neuesten Schulerfahrungen ungehört auf dem gemeinsamen Mittagstisch ausbreiten können. Zweitens genießen Schwestern im Eichsfeld einen beachtlichen Vertrauensvorschuss. Und drittens gehört es zum Ordensleben „anders“ zu leben, mit einer gewissen relativierenden Distanz zu den Alltagsproblemen. Vielleicht hilft dabei auch das fortgeschrittene Alter. Jedenfalls dürfen wir erfahren, dass Menschen uns fragen. Sie fragen um Rat, aber sie fragen auch nach dem tragenden Grund unseres Lebens als Or-



densfrauen. Gern erzählen wir vom Menschenbild unserer Gründerin Angela Merici; es war geprägt von Wertschätzung und Ermutigung für jeden einzelnen Menschen und getragen von der persönlichen Christusbeziehung. Dem wissen wir uns verpflichtet. Wenn kirchenferne Menschen fragen, liegen darin Nichtwissen und folglich ehrliches Interesse. Das eröffnet Gesprächsmöglichkeiten. Einem kirchenfernen Westdeutschen kann man dagegen meist nichts Neues erzählen, er hat Kirche und Glauben schon „hinter sich“.

Die Jahrzehnte atheistischer Erziehung machen sich negativ bemerkbar beim „christlichen Grundwasserspiegel“, wie Bischof Wanke es nennt. So sind ethische Überlegungen Schülern auch im Eichsfeld, der katholischen Oase in der DDR, oft schwerer zugänglich und schwerer zu vermitteln als in den alten Bundesländern, etwa ethische Fragen in bezug auf Gentechnik oder Wirtschaft. Offenbar hilft volksskirchliche Christlichkeit nicht unbedingt zu einer reflektierten ethischen Position, zumal unter den gesellschaftlichen Bedingungen der DDR eigenes Denken nicht erwünscht war.

Die Ordensgemeinschaften sind durch den Rückgang der Mitgliederzahlen überall näher zusammengedrückt. Hier aber durften und dürfen wir ein besonders großes Gemeinschaftsgefühl unter den Ordensleuten erfahren, das sicher in der Konfrontation mit dem Staat gewachsen ist. Es findet seinen Ausdruck darin, dass man sich untereinander kennt, sich für die Lebensverhältnisse und die Spiritualität interessiert und eigenständig Ordensleutetreffen auf verschiedenen Ebenen organisiert. Eine besondere Freude ist es für uns, dass dazu ganz selbstverständlich auch die evangelischen Gemeinschaften eingeladen werden. Es sind ja auch die gleichen Fragen hier wie dort, denn es ist derselbe Herr, in dessen Fußspuren wir gehen wollen.

Vielleicht kommt diese besondere Offenheit in der Ökumene daher, dass die Mitte

Deutschlands das Kernland der Reformation ist, vielleicht hat auch der äußere Druck in der DDR die Christen beider Konfessionen zusammengebracht. Jedenfalls tut es gut, wenn am Reformationstag evangelische und katholische Christen miteinander singen „Ein feste Burg ist unser Gott“, wenn evangelische Schwestern an der in der Gegenreformation entstanden Palmsonntagsprozession in Heiligenstadt teilnehmen und wenn der evangelische Landesbischof dem katholischen Neupriester im Erfurter Dom nach der Weihe zum Segen die Hände auflegt.

Die heutige Situation

In zehn Jahren sind bei uns sehr viel Verständnis und Solidarität gewachsen. Daher sehen wir mit Trauer die Stagnation im Prozess des Zusammenwachsens von Deutschland-West und Deutschland-Ost. Die Vorurteile sind weitgehend zementiert – oder sind es gar keine Vor-Urteile? Vielen hier geht es besser als in der DDR, sowohl wirtschaftlich und auch „mental“. Das Reisebedürfnis hat sich normalisiert. Die Wohnungen sind renoviert. Das Konsumangebot ist mehr als zufriedenstellend. Aber: Es gibt Menschen in Armut, auch im Eichsfeld. Schlimmer: Es gibt Menschen mit dem Gefühl, nicht gebraucht zu werden. Für die vielen Arbeitslosen hier in der Region gibt es keine wirkliche Perspektive, trotz der niedrigeren Löhne – die sind in Polen und Tschechien noch weit niedriger. Das ist für die Betroffenen hier deswegen noch schwerer zu verkraften, weil Arbeit in der DDR einen großen Teil der Identität ausmachte, gerade auch für Frauen. Viele sehen, dass aus der planlosen sozialistischen Planwirtschaft ein profitoptimierter Kapitalismus geworden ist, in dem das Recht des finanziell Stärkeren herrscht. „Das haben wir nicht gewollt“, sagen die, die 1989 an den „runden Tischen“ saßen und deren Ideale durch die politischen Notwendigkeiten überrollt wurden. Diese Enttäuschung ist



auch ein Grund für die Wahlerfolge der PDS in den neuen Bundesländern.

Dazu kommt eine allgemeine Diffusion des Christlichen, die sich auch im Eichsfeld bemerkbar macht. Natürlich gibt es engagierte Christen. Aber viele leben auch hier ohne eine eigenständige positive Glaubensentscheidung und vielfach ohne Glaubenspraxis. „Oma betet“, sagen Kinder. Dabei weiß man doch, dass gerade Selbstverständliches stirbt, wenn es nicht gepflegt wird.

Und wie geht die Kirche damit um? „Wozu Kirche gut ist“ überschreibt Bischof Wanke sein Hirtenwort zur Fastenzeit 2005. Dreierlei nennt er:

- ◇ einander helfen, Jesus Christus in den Blick (zu) rücken
- ◇ als Weggemeinschaft im Glauben unterwegs sein
- ◇ anderen Türen zu Gott öffnen“.

Diese Schlüsselaufgaben der Seelsorge legt Bischof Wanke den Gläubigen unermüdlich ans Herz. Und Generalvikar Jelich betont, dass bei knapper werdenden Finanzmitteln von der Seelsorge her überlegt werden muss, welche Aufgaben für die Kirche unverzichtbar sind. „Das Evangelium – Licht für uns – Licht für andere“ war der Titel des Pastoralkongresses 2003, auf dem von vielen Mut machenden Aktivitäten vor Ort berichtet wurde. Eine große Rolle spielt dabei die Offenheit für Kirchenferne, die auf der Suche sind; für sie werden unter anderem neue liturgische Formen erprobt, z.B. in der Christnacht im Erfurter Dom, für sie stehen die Küchentüren offen, z.B. nach dem Blutbad im Gutenberg-Gymnasium.

Angesichts dieser ermutigenden Haltung der Kirchenleitung macht es ein bisschen wehmütig, dass manche der Ordensgemeinschaften, die nach der Wende hierher kamen, inzwischen aus Personalmangel wieder weggegangen sind. Hatten sie sich mehr Zuspruch oder gar Zulauf erhofft?

Ausblick

Nein, pessimistisch wollen wir nicht schließen! Bischof Wanke schreibt in seinem Hirtenwort an die Christen im Bistum Erfurt: „Gerade weil Ihr anders seid und anders handelt als so viele, werdet Ihr so manchem Mitmenschen Türen auf Gott hin öffnen können... der Dienst unserer Priester und aller Frauen und Männer in der Seelsorge wird in dem Maße fruchtbar, wie wir entdecken, dass wir alle „Geistliche“ sind – und füreinander werden sollen...“ Die Richtung ist deutlich: Nicht die kirchliche Rundum-Versorgung ist die Aufgabe der Zukunft, sondern die Stärkung aller Gläubigen zu einem lebendigen Zeugnis in einer kaum noch christlichen Gesellschaft. Dafür brauchen wir geistliche Orte, „Tankstellen“ für die Seele. Der Kerbsche Berg mit den Angeboten des Familienzentrums, die Klosterkirche mit Gottesdienst und Beichtgelegenheit und auch unsere kleine geistliche Gemeinschaft möchten so etwas sein.

In seinem Grundsatzreferat auf der Frühjahrsvollversammlung der deutschen Bischöfe hat der Benediktinerabt Prof. Dr. Christian Schütz OSB gesagt: „Als ‚Gabe Gottes‘... erinnern die Orden daran, wie wichtig es ist, dass es in der Kirche und für die Welt eine Stelle gibt, wo Jesu Lebensweise und Lebensprogramm auch heute mit besonderer Transparenz gelebt werden.“ Da sind wir in großer Nähe zu unserer Gründerin Angela Merici, die ihren Töchtern vermittelt hat, dass sie nicht durch das Was ihres Tuns, sondern durch das Wie ihres Lebens Zeugnis für Jesus Christus geben sollen. Bei aller Ungewissheit über die Zukunft der Orden und auch unserer kleinen geistlichen Gemeinschaft sehen wir darin hier und heute unsere Aufgabe.

Sr. Brigitte Werr OSU lebt und arbeitet auf dem Kerbscher Berg, einem der bekanntesten Wallfahrtsorte des Eichsfeldes.